

Mit Hippel unterhielt der Königsberger Kammersekretär Johann Georg Scheffner (geb. 1736, gest. 1820 in Königsberg) ein freundschaftliches Verhältnis. Patriotische Begeisterung trieb ihn zur Teilnahme an dem Siebenjährigen Kriege, der die Campagnen Gedichte und die Freundschaftlichen Poesien eines Soldaten (1764) ihren Ursprung verdanken. Anziehender aber und lehrreicher als Scheffners Dichtungen ist seine Lebensbeschreibung (Mein Leben, wie ich J. G. S. es selbst beschrieben. 1816).

Die genannten Mitglieder des Königsberger Dichterkreises, der seit 1764 in den „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen“ ein eigenes Organ besaß und für Rousseaus Schriften sich erwärmte, überragte insgesamt Hamann, die bewegende Kraft des Kreises, in dem Herder lebhafteste Jugendeindrücke empfing. Johann Georg Hamann war einer jener älteren Männer, die mit den rasch stürmenden, aber bald nachlassenden jugendlichen Feuergeistern zwar mittaten, aber zäh waren, den Verlauf der ganzen Bewegung von reiferer Erfahrung aus übersehen und ihren dauernden Wert zu erkennen und für die fruchtbaren Meister der Folgezeit deutlicher zu fassen wußten. Doch sind darum seine Stärke nicht etwa klare, philosophisch bestimmte Gedanken, sondern in der Ausprägung bisher ungeahnter Wahrheiten und in dem anregenden Einflusse, den er damit auf seine gärende und unreife Zeit ausübte, liegt seine literaturgeschichtliche Bedeutung. Wie kaum bei einem anderen Schriftsteller stehen bei ihm Schriften und Leben in engster Beziehung. Zu Königsberg 1730 geboren, erbte er von dem Vater den streng rechtlichen, von der Mutter den frommen Sinn. Nicht glücklich wirkte der Bildungseifer des Vaters, des „altstädtischen Baders“, der dem Knaben den Umgang mit anderen Kindern wehrte und durch Privatlehrer eine Fülle von Wissen beibringen ließ. In dieser wohlmeinenden, aber planlosen Erziehungsweise wurzelt Hamanns Unbeholfenheit im Verkehr mit der Welt und die Unordnung und Ziellosigkeit, die er zeitlebens als die Grundfehler seines Wesens beklagte. Planlos betrieb er das Studium an der Universität, vergeblich suchte er als Hofmeister durch die Schulung anderer sich selbst zu schulen und auch der Kaufmannsstand gewährte ihm nicht die ersehnte Befriedigung. Auf einer Geschäftsreise, die er mit seinem Freunde Berens nach London unternahm, geriet er infolge des Mangels an Menschenkenntnis in die Arme eines lasterhaften Mannes, kam aber noch zur rechten Zeit in Erinnerung an seine religiöse Jugend zur Erkenntnis und schrieb 1758 mit aller Offenheit die Gedanken über meinen Lebenslauf. Nach der Rückkehr suchte er sich durch theologische, philosophische und klassische Studien weiter zu bilden, bis er, durch die ökonomischen Verhältnisse des Vaters genötigt, vor den Ernst des Lebens gestellt war und nach verschiedenen Versuchen 1777 als Pachthofverwalter einen Broterwerb fand. Durch die Hochherzigkeit des Alfiabades Buchholz wurde es ihm möglich, der Einladung der katholischen Fürstin Gallitzin zu folgen, und als er eben zur Rückreise rüstete, ereilte ihn 1788 der Tod. (Abb. S. 763.)

Hamann nennt einmal „das ganze Spiel seiner Autorschaft“ „eine stumme Mimik“, seine Schriften den bloßen Text, zu dessen Verständnis die Noten fehlen. Persönliche Erfahrungen und Erlebnisse, Lektüre und Bücherwelt, immer war es eine besondere Veranlassung, die ihm die Feder in die Hand drückte und ihn so zum Gelegenheitschriftsteller machte. Schon aus dieser engen Verbindung zwischen Autorschaft und Leben erklärt sich, daß seine Schriften jedem dunkel bleiben, der nicht genau mit den Anlässen dazu und den literarischen Verhältnissen vertraut ist. Er bewegte sich fast nur in dämmernden Empfindungen, in geistreichen und tief sinnigen, aber durchaus unentwickelten Abnungen, ohne sein Denken zu einer einheitlichen und folgerichtigen Klarheit auszubilden. Systemen war er abhold, und hätte er eines zu bilden vermocht, er hätte es nicht gewollt, denn ihm schienen Systeme „Spinnengewebe“ und an sich schon „Hindernisse der Wahrheit“ zu sein. „Wahrheiten“, sagt er einmal, „Systemen, Grundsätzen bin ich nicht gewachsen; Brocken, Fragmenten, Grillen, Einfällen.“ Daber hat er auch kein umfangreiches Werk geschrieben, sondern nur in Essays, Aphorismen, Einfällen, Rätschereien, Fragmenten, Wäldern, Schriften von geringem Umfange, seine Anschauungen geäußert und auch da liegt der Hauptwert seltener in den Grundgedanken als in dem, was als genialer Blitz hier und da aufleuchtet,

oder in den Samenkörnern, die durch das Ganze mit freigelegter Hand ausgeworfen und hüben und drüben des Weges liegen geblieben sind. Nicht unpassend hat er seine Werke als „fliegende Blätter“ bezeichnet. „Sein Gehirn“, sagt Abbt, „gleichet dem Archipelagus, wo alles Nachbar ist, aber nur auf Schiffen zusammenkommen kann.“ Im Zusammenhange mit dem Mangel einer Beweisführung steht die aphoristische und darum oft dunkle Form der Darstellung. Da er mehr für die Phantasie als für den Verstand schrieb, stieß ihm aus jener ein seltsamer Bilderreichtum zu, den er vornehmlich seiner staunenswerten Belesenheit verdankte. Mit Vorliebe bedient er sich der Ironie, die sich oft zur Satire steigert und in den verschiedensten Gestalten auftritt, wie er denn auch, um seine Autorschaft zu verbergen, mannigfache Verkleidungen wählt. Es begreift sich daher, daß sich nur Auserwählte in der vereinsamten, hell dunklen, oft paradoxen und sich bekämpfenden Gedankenwelt des „Magus im Norden“, wie ihn N. Fr. v. Moser zuerst nannte, zurecht finden konnten. Aber die goldnen Sternlein des mitternächtlichen Gewandes, in das sich Hamann nach einem Bilde des alten „Wandsbecker Boten“ hüllte, reizten Männer wie Herder und Goethe, ihm auf seine Höhen und in seine Tiefen zu folgen und die sibyllinischen Blätter mit dem Drakelton zu enträtseln.

Den Ausgangs- und Endpunkt aller seiner Einzelbetrachtungen bildet die Bibel und der religiöse Glaube. Denn Hamann war Christ, aber weder im Leben noch in seinen Anschauungen stimmte er mit den Orthodoxen oder den Pietisten überein, so nahe er auch diesen stand. Indem er den Glauben und die Empfindung dem Verstande, die Innigkeit und Selbstgewißheit des offenbarungsgläubigen Gemütes und religiösen Gefühles der kritischen Gelehrsamkeit und Philosophie gegenüberstellte, ward er zum Bekämpfer der Aufklärung, in deren Lehren er nur „Lügen-, Schau- und Maulpropheten, Samariter, Philister und tollen Pöbel von Sichern“ erblickte. Und da er das Gemüts- und Phantasieleben, das durch die Aufklärungsbildung verkümmert und unterdrückt war, wieder in seine Rechte einsetzte und vom Dichter ein von Empfindung volles Herz verlangte, ward er von den Jünglingen der Sturm- und Drangperiode als einer der Ihren begrüßt.

Wie eine Offenbarung wehte es sie an, als sie Hamann in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ für die lange Weile des Publikums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile (1759) den Haß gegen die denkende Wissenschaft und die Büchergelehrsamkeit und die Lehre vom Genie verkünden hörten. „Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Ubertretung jener kritischen Gesetze?“ „Das Genie“, ist die einmütige Antwort. „Sokrates hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war als an aller Vernunft der Ägypter und Griechen.“ Stärker noch ergreift Hamann in den Fünf Hirtenbriefen das Schuldrama betreffend (1762) die Partei des Genies, jener über den gewöhnlichen Menschenverstand hinausgehenden höheren Kraft der Seele. „Ein Genie muß sich herablassen, Regeln zu erschüttern.“ Doch weiß Hamann die Regeln, die das Genie in sich selbst findet, wohl zu schätzen. „Wer Handwerksregeln übertritt oder von sich wirft, ist deshalb nicht nachend und bloß. Ohne alle Regeln zu schreiben ist nicht möglich.“ In derselben Schrift tritt er gegen die drei Einheiten des Dramas auf und erhebt Einsprache gegen den Purismus des Verstandes, der mit Diderot das Wunderbare und Burleske als Schlacke ausgeschieden wissen will. Gerade zur Norm für die jungen Feuergeister wurden Sätze wie dieser: „Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, stellt ihrer Ehre und ihrem Leben als ein Mordelbmörder nach und versteht keine Sprache der Leidenschaft als der Heuchler ihre.“ („Leser und Kunsttrichter.“)

Als einen Mann, der aus dem Quell aller dichterischen und überhaupt schriftstellerischen Wirksamkeit, einem ursprünglichen Gefühle, schöpfe und, ein Kenner des menschlichen Herzens, sich von dessen Leidenschaften inspirieren lasse, bezeichnet Hamann den Franzosen Rousseau, über dessen Nouvelle Héloïse sich Mendelssohn in den Literaturbriefen vom Standpunkt fühler Moralität und Verständigkeit höchst absprechend geäußert hatte. Nicht auf gemessene Regelmäßigkeiten komme es bei dichterischen Werken an, sondern auf



Johann Georg Hamann.
Nach einer Radierung von H. Vips.

das innere ursprüngliche Leben, das sich selbst bilde, sich selbst Gesez sei. Die Anpassung abstrakter Regeln bewirke nur ohnmächtige, dürftige Nachahmung, der innere Lebenstrieb aber und die Empfindung des individuellen Menschen brächten Originalgedanken hervor und diese seien das Leben der Dichtung. Die Sprache vergleicht der Verfasser mit einem öffentlichen, jedem zugänglichen Schatz und mit einem Kapital, das in der Hand eines jeden andere Zinsen trägt. Daher sucht er überall das Eigentümliche und Individuelle in der Sprache eines Volkes oder Schriftstellers aufzufinden; überall schützt er den in dem „Idiotismus wahrgenommenen Eigeninn“ der Sprache und des Schriftstellers gegen die Strenge der Regel. „Ein Kopf, der auf seine eigenen Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache tun.“ Im Zusammenhang damit steht Hamanns Wertschätzung der Dialekte und der Hinweis auf das Volkslied und die Volksdichtung, deren volle Beachtung später auf die Neugestaltung unserer Poesie so bedeutend einwirkte. Den Ursprung der Sprache erklärt er im Gegensatz zu Herder als göttlich und im Anschluß an Macdells Homeruntersuchungen (1757) behauptet er, daß, wie die Maler die ersten Schreibemeister, so die Dichter und Redner die ersten Schriftsteller gewesen seien. „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang älter als Deklamation, Gleichnisse älter als Schlüsse, Tausch als Handel.“ Die hohlen Abstraktionen der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie und die flache Schönheit der Popularphilosophen haben durch ihre Unsinlichkeit die Poesie verdorben; es sei an der Zeit, aus der kalten und fahlen Reflexionspoesie herauszutreten und nach Naturlebendigkeit und Wärme der Empfindung zu streben. „Leidenschaft allein gibt den Abstraktionen und Hypothesen Hände, Füße, Flügel, Widern und Zeichen Geist, Leben und Zunge.“ Hinans über die Griechen und Römer, die er, „um das Urkundliche der Natur zu treffen“, als „durchlöcherne Brunnen“ bezeichnet, verweist er die Poeten auf die Natur und „die lebendigsten Quellen des Altertums“, die Schöpfung und die göttliche Geschichte, wie sie in Klopstocks Pflage fand.

Hamanns Ideen, soweit sie der Dichtung neue Bahnen wiesen, verbreiteten sich vom nördlichsten Winkel Deutschlands an den Rhein. Herder, mit dem der Magus in Königsberg persönlich, später brieflich verkehrte, ward der Vermittler und Apostel der Gedanken des Freundes. Hamanns Schriften wurden von der stürmenden Jugend am Rhein, Goethe an der Spitze, als Evangelium gepriesen. Und Hamann kam, ob er gleich den Sturm und Drang lächerlich fand, dennoch den Dichtern dieser Richtung mit Teilnahme entgegen. Er freute sich, daß einige seiner „Samenkörner sich durch Herders Fleiß und Feder zu Blumen und Blüten verwandelt haben“; in Goethes „Göt“ sah er die Morgenröte einer höheren Dramatik, und mochten ihm auch „Werthers Leiden“ wenig gefallen, so zollte er doch sein volles Lob „den Vögeln“, einer Satire Goethes gegen Kunsttrichter und Publikum. „Das ist ein Blitzkerl,“ sagte er zu Jacobi, „das ist ein Tausendkünstler.“ Von den anderen Stürmern kannte Hamann einige (Merck, Kaufmann, H. V. Stolberg) persönlich, mit anderen (Lavater, Jacobi) unterhielt er einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Die Wirkung seiner Ideen reicht in die Zeit der Romantiker hinein, von denen Friedrich Schlegel, einen Gedanken des Magus aufgreifend, wenigstens versuchte, für die deutsche Dichtung ein Winkelmann zu werden. Mit den Romantikern teilt Hamann auch die Liebe zu der älteren deutschen Literatur, ferner den Gegensatz zu Lessing, dessen „Nathan“ er übrigens hoch schätzte, dann auch die Abneigung gegen Wieland und die Begeisterung für deutsches Wesen. Friedrichs II. Literaturbrief war ihm ein „wahres Original französischer Ignoranz und Unverschämtheit“.

Was bei Hamann nur Ahnung war, wurde bei seinem Schüler Herder Erkenntnis und trat, obgleich auch nicht deutlich und klar, aber doch begeisternd und in das Große ausgebildet, an das Licht. Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in dem ostpreussischen Städtchen Mohrungen „in einer dunklen, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit“ geboren. Nur seine Mutter war ostpreussischer Herkunft, des Vaters Familie stammte aus Schlesien und erst sein Großvater war von dort ausgewandert, um im preussischen und protestantischen Norden eine neue Heimat zu suchen. Der Sohn dieses Emigranten war Kantor und Schullehrer, ein ernster Mann von gewissenhafter Ordnung und regem Pflichteifer, dessen Gemahlin eine verständige und fleißige Frau von weichem Gemüt und mit zärtlicher Liebe ihren Kindern, vor allem ihrem Sohne Johann Gottfried, zugetan, der von ihr das Empfindungsvolle seines Wesens und den innigen religiösen Sinn geerbt hat. Im pünktlich innegehaltenen Gleichmaße verfloßen die Tage, deren ununterbrochenes Arbeiten durch das gemeinsam angestimmte geistliche Abendlied seinen frommen Abschluß erhielt. Hier sind die Wurzeln der Freude unseres Dichters an der Musik zu finden, die ihn sein ganzes Leben begleitete, hier auch die Quelle jener starken

Liebe zu Gesangbuch und Bibel, die ihn zum geistlichen Berufe geführt haben. Dieser schwebte ihm bereits als Lebensziel vor Augen, als er in der Stadtschule von dem pedantischen Rektor Grimm in die Geheimnisse der lateinischen und teilweise auch der griechischen und hebräischen Grammatik eingeführt und von dem milden, zum Pietismus neigenden Pfarrer Willamovius auf die Konfirmation vorbereitet wurde. Die Vermögensverhältnisse der Eltern aber und eine Tränenfülle am rechten Auge, die das Antlitz entstellte, ließen es geraten erscheinen, den lern- und leselustigen Jüngling einem anderen Berufe zuzuführen. Gern erbot sich der eigensiebige Drescho, der seit 1760 als Diakon an der Pfarre angestellt war und mit unermüdlichem Eifer schöngestigte, pietistisch-erbauliche Schriften in die Welt setzte, den kenntnisreichen jungen Herder zu sich zu nehmen, bis er sich zur Erlernung eines Handwerks gekräftigt hätte. Es war ein harter Dienst, den hier Herder als Jamulus und Abschreiber leisten mußte, und mochte er auch durch die freie Benutzung der Bibliothek seines Herrn sein literarisches Wissen erweitert und namentlich auch deutsche Dichter kennen gelernt haben, so wirkte der Druck des Verhältnisses doch verbitternd auf die junge Seele des strebsamen jungen Mannes, dessen Wißbegierde und Begabung dem Prinzipal nicht verborgen geblieben war.

Doch weder Herders Begeisterung für die antiken und modernen Dichter noch der Beifall, den sein Gesang an den Cyrus allenthalben erntete, konnten Drescho bewegen, seinen Sklaven freizugeben. Und so blieb denn der junge Poet „betäubt, unwissend, blindlings“ in der peinlichen Lage, bis ihm der russische Regimentschirurgus Schwarzzerloh versprach, wenn er ihm nach Königsberg folgen wolle, ihm gegen einen literarischen Gegendienst zur Erlernung der Chirurgie behilflich zu sein, und ihm die Aussicht eröffnete, daß er in diesem Berufe später in Petersburg sein Glück machen könne. Mit Begier ergriff Herder die rettende Hand, durchkreuzte aber in Königsberg die Pläne seines Helfers, indem er, sich für die in Aussicht genommene Lebenslaufbahn für ungeeignet erkennend, als Studiosus der Theologie sich immatrikulieren ließ (1762). Zwar mußte er sich recht kümmerlich durchschlagen, aber alle Not erschien ihm ein Gewinn gegenüber der launischen Härte des Mohringer Diakonens. An dem Buchhändler Kanter, dem er sich durch das Gedicht auf die Thronbesteigung des Zaren Peter III. empfohlen hatte, gewann er einen hilfreichen Gönner. Durch die Aufnahme als Aufseher am Collegium Fridericianum, bald auch durch die Anstellung als Lehrer an dieser vom Pietismus gegründeten Pensionsanstalt ward er jeder bedrohlichen Not rasch überhoben und konnte sich rückhaltlos seinem Bildungseifer überlassen. Nicht eben viel boten dem längst an Selbststudium und an ausgedehnte Lektüre Gewöhnten die theologischen Fachvorlesungen; nur der damals noch jugendliche Magister Kant, der eben unter dem Einflusse der englischen Erahrungsphilosophie von dem Wolffschen Dogmatismus sich losrang, fesselte ihn und gab seinem Wissensdurst wie seinem für erhebende und große Ideen empfänglichen Geiste reiche Nahrung.



Das Herderhaus in Weimar.
Nach einem Stich aus dem „Weimarer Album“.

Durch Kant wurde Herder auf Hume und Rousseau gewiesen und sofort versuchte er, Gedanken Rousseaus und Kants und bunt sich drängende Lesefrüchte in poetische Formen zu kleiden. Lange Jahre blieb Rousseau sein unausgesetzter Verkehr, die begeisterte Schwärmerei seiner einsamen Studien und seiner lehrreichen Gespräche mit vertrauten Freunden. Von diesen gewann der vierzehn Jahre ältere Hamann den größten Einfluß auf seine geistige Entwicklung. Durch ihn wurde ihm die Welt Shakespeares und Ossians erschlossen, die Bedeutung des Naturgemäßen und des Volksgefanges gezeigt und vor allem klar gemacht, daß alles Geistige nur aus dem Ganzen der Menschennatur zu verstehen sei. Es war eine Fülle von Anschauungen, die der Jünger von seinem Lehrer gewann, und in allen Jugendplänen und Jugendschriften Herders, ja selbst noch in einzelnen Arbeiten seines Alters sehen wir, wenn er auch zeitweise seine Sinnesweise änderte, die Anregungen wirksam, die er von dem vielseitigen „Magus im Norden“ empfangen hat. (Beilage 99.)

Herders erste literarische Versuche waren Gelegenheitsgedichte und Rezensionen für Kanters „Königsbergische Zeitung“, aber er hegte schon jetzt große Pläne, deren Verwirklichung er näher rückte, als er im Herbst 1764 einem Rufe folgte, der von Riga aus an ihn erging. Seit dem nordischen Kriege unter der politischen Herrschaft Rußlands stehend, hatte die Hauptstadt Livlands gleichwohl den deutschen Charakter in Gesittung und Denkweise gewahrt und war nach den langen Kriegsnoten soeben in einem lebhaften Aufschwung begriffen. Der Handel hob sich zu neuer Blüte, der Wohlstand wuchs und ein reges geistiges und gesellschaftliches Leben zeugte von eifrigem Bildungsstreben. Ein Mann wie Herder, dem der Ruf eines tüchtigen Schriftstellers und Pädagogen voranging, konnte hier einer guten Aufnahme sicher sein. Und in der Tat öffneten sich ihm die Kreise der bürgerlichen Aristokratie, vor allem das Haus des Ratsherrn Berens, der mit dem Rektor Lindner, Hamann und Kant befreundet war; die Buchhandlung des ihm von Königsberg her befreundeten Hartknock sorgte für seinen Lesehunger und in den letzten Jahren seines Rigaer Aufenthaltes war er insbesondere in dem Kaufmannshause Busch ein gern gesehener Gast. In dieser aristokratisch, auf breiter Grundlage der Selbstverwaltung regierten Handelsstadt, von der er einmal sagte, daß sie „unter russischem Schatten beinahe Genf“ wäre, erhielt Herder auch höhere Gedanken von Freiheit und Gemeinfinn, Sinn für politisches Leben, für Staatsangehörigkeit und staatsbürgerliche Tätigkeit. Mehr aber noch als durch gefällige Talente gewann er sich die Zuneigung der Rigenjer durch seine Tätigkeit als Lehrer und Prediger. Schon in der Einführungsrede, die er als neuangestellter Kollaborator an der städtischen Domschule über das Thema „Wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse“ hielt, entwickelte er die Grundsätze, durch deren Befolgung er zu dem musterhaften Pädagogen wurde, der er stets geblieben ist und dessen Tüchtigkeit den späteren Weimariischen Schulregenten so hoch emporhob.

Als ihm sein pädagogisches Wirken den Ruf als Inspektor einer Petersburger Erziehungsanstalt eintrug, wußten ihn die Rigenjer dadurch zu fesseln, daß sie ihm zu dem Schulamte das Predigtamt an den beiden vorstädtischen Kirchen übertrugen. Durch ein theologisches Examen dafür befähigt, verwaltete er dieses Amt mit einem Ernste und einer Begeisterung, die ihm bald die Herzen seiner Zuhörer, namentlich der Frauen und Jünglinge, gewann. Mißtrauisch aber blickten auf ihn die Prediger der beiden herrschenden theologischen Richtungen, denn Herder wandelte seinen eigenen Weg und war weder orthodox noch Rationalist.

Jugendbildung und Predigtamt genügten dem regen Geiste Herders nicht. Um „menschliche Philosophie“ zu verbreiten, beteiligte er sich an den „Gelehrten Beiträgen zu den Rigaischen Nachrichten“ und trat, gedrängt von seiner Liebe zur Poesie, bald mit größeren Arbeiten über deren Gestaltung und Würdigung vor die weite deutsche Lesewelt. Es sind Entwürfe aus der Königsberger Zeit, die er jetzt umarbeitete und in drei Sammlungen von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur (1766—1767) bei Hartknock in Riga anonym veröffentlichte. Herder bezeichnet sie als „Beilagen“ zu den „Briefen die neueste Literatur betreffend“,

und tatsächlich lehnt er sich an sie, aber trotz alledem schwebt ihm ein ganz anderes Ideal der Kritik vor Augen als Lessing, Mendelssohn, Abbt und den anderen Mitarbeitern. Angeregt von Hamann und getragen von der Strömung, die damals unserem geistigen Leben einen neuen Impuls gab, verlangt er von dem Kritiker, daß er nicht „Bücher, sondern den Geist beurteile“ und aus „dem Geiste des Schriftstellers lese“, als „ein Freund und Gehilfe des Verfassers“. Herder will nichts wissen von einer ästhetischen Kritik, der die Übereinstimmung eines Werkes mit einem klassischen Regelmuster als Maßstab gilt, sondern das jeder Zeit und jedem Lande eigentümliche, das Ursprüngliche und Eigenartige in seinem geschichtlichen Werden und in seiner Berechtigung verstehen lernen und so an die Stelle der negativen zeretzenden Kritik eine positiv-charakterisierende gesetzt wissen. Sein mitfühlendes Verständnis für die literarischen Erscheinungen der verschiedenen Zeiten und Völker ließ ihn dafür als den geeigneten Mann erscheinen, und wie er bereits in der bei Einweihung des neuen Gerichtshauses (1765) erschienenen Festschrift aus dem Gegensatz unserer öffentlichen Verhältnisse zu dem „Publikum und Vaterland der Alten“ den Unterschied zwischen moderner und antiker Beredsamkeit darlegt, so eröffnet er in den „Fragmenten“ eine geschichtliche Perspektive in die Entwicklung aller Literatur.

Ausgehend von Hamanns Satz, daß Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes sei, zieht er vor allem die Sprache als Grundlage der Literatur in Betracht und trägt den von ihm gedichteten, halb wissenschaftlichen, halb phantastischen „Roman von den Lebensaltern der Sprache“ vor. Wie überall Gedanke und Ausdruck innig zusammenhängen, so erhebe sich auch die schöpferische Tätigkeit aus den einfachsten Formen der Poesie zur Vollendung, aus der dann im Mannesalter der Sprache die Prosa hervorgehe. Immer seien die literarischen Erzeugnisse eines Volkes von dem „Genius der Sprache“ bedingt, der auch das Versmaß bestimme und das Wesen der Nation am schönsten in den Volksliedern zum Ausdruck bringe. Daran knüpft Herder die Frage über die Nachahmung alter und ausländischer Literaturwerke durch die Deutschen. Er verlangt Originalität und volkstümliche Farbe der einheimischen Schriftsteller und kämpft gegen die bloß äußerliche Nachahmung ausländischer Schriftwerke. Denn da diese, die orientalischen wie die griechischen, durch die ganz verschiedene Natur, Religion, Sprache und Denkweise bedingt seien, könne eine äußerliche Nachahmung nur Nichtiges zustande bringen. Die beliebte Zusammenstellung antiker und moderner Dichter, wie Gleim-Anakreon, Klopstock-Homer, Willamow-Pindar, Karichin-Sappho, Gellert-Theokrit, sei wertlos, denn was den deutschen Dichtern gelang, verdanken sie nicht der Nachahmung, sondern ihrem inneren Gehalte. Die Poesie und Kunst seien eben nicht das Erzeugnis der Willkür des einzelnen, sondern eine Welt- und Völkergabe, und alles, was die Deutschen durch Übersetzung der fremden Muster lernen sollten, ziele dahin ab, durch das Studium jener die eigene Schöpfungs- und Erfindungskraft zu wecken, um, wie die Orientalen und Griechen aus ihrer Zeit, so aus der Gegenwart dichten zu können. „Raube den Fremden nicht das Erfundene, sondern die Kunst, zu erfinden, zu erdichten und einzufleiden.“ Mit Hamann wünscht Herder die Abfassung einer griechischen Literaturgeschichte, die ersichtlich mache, wie die Griechen aus ihrer Zeit und aus ihren klimatischen Verhältnissen heraus gedichtet haben. Erst der Romantiker Friedrich Schlegel hat Herders Wunsch erfüllt. Auch durch den Kampf gegen den Mißbrauch der antiken Mythologie wirkte Herder auf die Romantiker, indem sie nach seiner Anweisung den Alten die Technik der mythologisierenden Einbildungskraft ablauchten und, wie z. B. Brentano in der *Libussa*, eine eigene Mythologie erfanden. Wie die verkehrte Anwendung der Mythologie habe äußerliche Nachahmung der lateinischen Poeten uns zu „schiefen Künstern“ gemacht und einen fremden Geist in unsere Literatur eingeführt. Es sei an der Zeit, auf unsere Eigenart von neuem uns zu besinnen, zur älteren Sprache „voll idealistischer Stärke“ und Literatur unseres Volkes zurückzugreifen und den Einfluß des Lateinischen auf unsere Dichtung zu brechen. Wie sehr der junge Goethe sich diesen Aufruf zu Herzen nahm, lehren uns seine Jugenddichtungen, die von der Mythologie und dem Lateinischen sich frei halten.

Die „Fragmente“ fanden in ganz Deutschland ihre Leser, an Gleim, Nicolai, Kant und Lavater eifrige Bewunderer, doch konnten sie ihrem Verfasser, in dessen Geist die Ideen sich rastlos drängten, nicht genügen, und er begann daher ihre Umarbeitung, ohne jedoch damit zu Ende zu kommen. Es war eben nicht seine Sache, durch eine Schritt für Schritt einen Gedanken fortentwickelnde Schreibweise einen bestimmten Gegenstand zu erschöpfen. Unererschöpflich sprudelte in seinem Geiste der Strom neuer Gedanken und Gesichtspunkte, aber so hastig entströmten sie ihm, daß sie, einander überstürzend, in wogender Fülle sich gegenseitig Raum und Platz nahmen. Es drängte ihn, überall in die geistige Entwicklung einzugreifen und seine Gedanken über Geschichte, Gegenwart und Gestaltung der Zukunft auszusprechen. So sind die Anregungen, die er in geistvoller Andeutung fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens geboten hat, überaus zahlreich, aber nur selten ist es ihm gelungen, einen Gedanken klar durchzudenken und in reiner Form zur Darstellung zu bringen. Ohne sich über die Gedanken völlig klar zu sein, warf er

sie, wie sie ihm eben zuflogen, auf das Papier; las er sie dann gedruckt, so schienen ihm die Grenzen zu enge gezogen und er begann das Gewebe aufzulösen, um neue Fäden einzuwoben. Freilich entstand dabei in der Regel ein neues Werk, aber es war ein ganz persönliches, hervorgegangen aus des geistprühenden Arbeiters überreicher Seele. Wie bei Hamann können Herders Schriften von seiner Persönlichkeit nicht getrennt werden und sogar in der Form sind sie denen des Magus ähnlich. Auch Herders Werke gewähren nur jenem Leser Vergnügen und Gewinn, der sich durch die sprunghafte Darstellung und den gehäuften Reichtum der Worte und Redewendungen nicht abschrecken läßt, in die Gedankenwelt einzudringen, die sich offenbart. Ohne die „Fragmente“ abzuschließen, machte er sich daran, dem eben verstorbenen Thomas Abbt, in dessen Schriften er das Ideal des gesunden Menschen- und Bürgerverstandes verkörpert sah, ein literarisches Denkmal zu setzen (1768). Er nannte es den „Torso von einem Denkmal“ und tatsächlich ist es, wie die meisten Werke Herders, ein Torso geblieben. Doch ist diese Schrift einer der ersten Versuche einer literarhistorischen Kritik, insofern darin Abbts Schriften nicht nach allgemein gültigen Gesichtspunkten, sondern aus des Verfassers Zeitverhältnissen heraus beurteilt werden.

Die Abhandlung über Th. Abbt gab Herder, wie es die seltsame Sitte der Zeit war, namenlos heraus und auch als Verfasser der „Fragmente“ hat er sich nicht bekannt. Eigene und des Verlegers Unvorsichtigkeit aber verrieten ihn dem Hallenser Professor Klob, der, durch einige Urteile über seine archäologischen Anschauungen gereizt, gegen Herder die Fehde eröffnete. Statt, wie Lessing, sie mannhaft aufzunehmen und mit der Veröffentlichung des umgearbeiteten Teiles der „Fragmente“ zu antworten, ließ Herder zur Freude des Gegners eine sehr gereizte Erklärung in der Vossischen Zeitung erscheinen und flüchtete sich mit seiner Erbitterung wieder in eine namenlos erscheinende Schrift, in die Kritischen Wälder (1769), von denen der erste seine Kritik der Lessingischen klar gegenüberstellt. Neben dem großen Berggliederer, der an der griechischen Kunst ewige Regeln der Schönheit sucht, der reiche historische Seher, der die Erscheinungen alter Kunst aus den nationalen Lebensbedingungen zu deuten weiß!

„Wälder“ nennt Herder diese Schrift im Sinne Quintilians, der mit dem Worte *Silvae* den Begriff einer Sammlung von planlos hingeworfenen, am Faden der jeweiligen Lektüre niedergeschriebenen Gedanken verbindet. Es ist Lessings „Laotoon“, an den Herder im ersten Wäldchen anknüpft, um vom Standpunkte seines poetischen Gefühles aus seine Anschauungen über das Wesen der Dichtung darzulegen. Dabei hat er an Klarheit den scharfsinnigen Theoretiker zwar nicht erreicht, durch die Achtbarkeit aber auf das Individuelle, durch Ort und Zeit Bedingte ihn ergänzt und berichtigt. So wird auch der moderne Mitarbeiter noch immer mit Nutzen lesen, was Herder mit so tiefer Empfindung über das Volkstümliche und Ursprüngliche der Homerischen Dichtungen, ihre bildliche Kraft und anschauliche Wirkung geschrieben hat, und er war gewiß im Rechte, wenn er für die malerische Wirkung der Poesie und für die von Lessing vernachlässigte Lyrik eine Lanze brach. Zu einer neuen, von der Lessingischen abweichenden Grenzbestimmung zwischen Poesie und Bildnerei aber ist Herder damals noch nicht gekommen, und obgleich er in dem nicht veröffentlichten vierten Wäldchen Anläufe dazu machte, hat er sein Vorhaben doch erst in der Plastik ausgeführt (1778). Für jetzt beschäftigte ihn der Streit mit Klob, dem das zweite und dritte Wäldchen fast ganz gewidmet sind. Man könnte sie ein treffliches Seitenstück zu Lessings „Antiquarischen Briefen“ nennen, wären sie mit mehr überzeugender Klarheit und weniger leidenschaftlicher Deklamation geschrieben. Auch hier steht Herder, mag er nun gegen die oberflächlichen Erklärer Homers, Vergils und Horazens oder gegen die seichten archäologischen Behauptungen Klobens die Waffen richten, durchweg auf dem Standpunkte einer auf das Individuelle und Historische gerichteten Kritik. Denn es gebe, erklärt er, keinen abstrakten Maßstab für literarische Erzeugnisse, überhaupt nicht für Kulturererscheinungen, sondern der Beurteiler müsse in die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse ihrer Entstehung sich versetzen und mit „biegsamer Seele“ die fremde Natur nachfühlen, „mit den Hebräern ein Hebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Warden ein Warden“ werden.

Durch die Händel mit den Klobianern geriet Herder in ein arges Gedränge. Seine Autorschaft der „Kritischen Wälder“ wurde offenbar und es verschlimmerte nur die Sachlage, daß er sie öffentlich ableugnete. Denn hatte er aus Rücksicht auf sein Predigeramt nicht als belletristischer Schriftsteller bekannt werden wollen, so ward er jetzt als solcher genannt und obendrein stand er noch als Lügner da. In triumphierender Bosheit spotteten die Klobianer über die „ausgehauenen“ Wälder und deren geistlichen Verfasser, der nicht den Mut hatte, den Kampf mit offenem Bistier zu führen. Um den Freund aus diesem Gewirre zu retten, riet ihm Hamann, sich „ein

des Mittwags um 12. Uhr

Auf ganz kindlich für sie sein: u. dem — o die wissen den Weg nicht, was sie gesen, u.
wer weiß, wie sie gesen! ~~Man~~ ~~ist~~ ~~es~~ ~~zu~~ ~~frühen~~ ~~erweisen~~, wollen die nicht wissen, u. auf sich
selbst gehen noch nicht! — Aber o Gott! ihre stülpische Apathie, ihre trübselige Laibhaftigkeit, u. ihre
leichten Kränkungen; u. das ihre Müde, u. Leiden, u. Unzufriedenheit!

„Ich geh mit Gott! Letzt noch!“ So geh mit Gott
und geh mit dem dem Gütchen
der die ganze Mühe, aber die die Welt
des Himmels u. die die Welt!

die mich die Freude, der Freude
unmöglich, der die Welt
mehr als Gelands brüder! — Und die
der neuen Brüdern!

o soll nicht willt so die Welt
des die Welt
unmöglich u. die die Welt
die Freude nicht fast nicht!

Auf! nicht die Freude
der Freude: die Welt, die!

Ich nicht, nicht nicht; denn die Freude u. die Freude
nicht die Freude

(soll u. die Freude) die Freude
die Freude u. die Freude
die Freude der Freude, die Freude u. die Freude
nicht nicht, der die Freude!

der

Eigenhändiger Brief Herders an J. G. Hamann.

Nach dem Original in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Der auch die Taube füt, die Pfaffen serviert
vom Lout, mit Pfiff sich wagt
u. Sprich zivot. Auf dem Pfingstfest
füt er im Lout des Meers!

Cf. Junas 2.

Altehr dem neuen Lügen, gemein!
Auf ist vom Alter hat
mit ihm, auf er, wolvir er Lout u. alles
sich hat u. seinen Göt

Altehr, ist für, mein Lammern! Gott in Grund
wollt bald serviert; auf -- wenn
wenn alles brüht u. stännt! = das Hauptbühne
der Luffung sey der Lout!

Auf sein! ab sey nicht der letzte Lout, den ich Ihnen gebe, der ich nicht dem Pfingstfest
den Sie mir gedankten, der Sie ab Lout = denn ich weiß, Sie Lout mich mehr
als ich mich Lout kann, nicht wovir dem Pfingstfest Lout. Der Pfingst feston Sie.
den Lout, den ich Lout, glücklich, u. wovir den Lout an

Ihren

Falls d) 8 Juni 764

Jos. Guther. Junas

ander Feld zu wählen“ und einen lange schon gehegten Plan auszuführen. Seine überaus empfindliche und nie dauernd zufriedene Natur, die von jedem, auch nur vermuteten Mißverständnisse aufs schmerzlichste gequält wurde, der Mangel eines gelehrten Umganges und gelehrter Hilfsmittel, die geheime Sehnsucht nach einer Tat, die seiner würdig wäre, dazu die Hemmung, die er in seiner nach hohen Zielen strebenden Schriftstellerei durch die Rücksicht auf seine Stellung als Lehrer und Prediger fand, all das hatte schon vor dem Streite mit Klop in Herder den Wunsch nach einer Veränderung angeregt, „um mehr Menschen und Länder kennen zu lernen.“ So haben äußere Umstände und innere Anregungen, der Zwiespalt zwischen dem freien Humanitätsglauben, dem er zustrebte, und den Pflichten seines geistlichen Amtes schon damals in Herder jene drückende Unzufriedenheit mit sich selbst hervorgerufen, die ihm einen großen Teil des Lebens vergällte. Eben als man daran ging, ihn durch die Aussicht auf wichtigere Ämter, als er bisher inne hatte, noch mehr an Niga zu fesseln, reichte er sein Entlassungsgesuch ein, und von Freunden, namentlich von seinem Verleger Hartknoch, mit Geldmitteln ausgerüstet, verließ er am 23. Mai 1769 als Begleiter des Kaufmanns Berens die Stadt, in der er viel Liebe und Bewunderung, Brot und Heimat gefunden hatte.

Frei von jeder drückenden Fessel, träumte Herder auf des Meeres Wogen einen großen, seligen Traum. „Was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Erde schwebt, nicht für eine weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier den Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis!“ Auf der Seefahrt und in Nantes, wo er am 16. Juli eintraf, entstand denn auch das Journal meiner Reise im Jahre 1769, das wie kein anderes der Werke Herders uns einen so unmittelbaren Einblick gewährt in die innere Geschichte seines allumfassenden Geistes und zugleich auch in das faustartige Streben nach praktischen Lebenszielen, wie sie den Stürmern und Drängern vorschwebten, an deren Spitze er trat.

Nachdem sich Herder in Nantes mit der französischen Sprache vertraut gemacht hatte, ging er nach Paris, wo er mit den Enzyklopädisten und Akademikern Umgang pflegte, die Kunstschätze besichtigte, sich aber nicht behaglich fühlte. Ob er zwar die glänzenden Seiten des französischen Geistes würdigte und gerechter als Lessing urteilte, so erschien ihm doch die Franzosen als ein gealtertes Volk und im Begriffe, an Überfeinerung und an der zum Selbstzwecke gewordenen Aufklärung zugrunde zu gehen wie die alten Griechen. Frankreichs „herzlich müde“, folgte er, wie bei allen Wendepunkten seines Lebens, nach langem Schwanken, dem Rufe des Fürsten Friedrich August von Holstein und Lübeck, um dessen Sohn, den sechzehnjährigen Erbprinzen Peter Friedrich, als Instruktör und Reiseprediger auf seiner „großen Tour“ zu begleiten. Auf der Rückreise von Paris sah Herder Brüssel, Antwerpen, Amsterdam und Hamburg, wo er mit Lessing, Bode, Reimarus, Goeze und Alberti verkehrte, den Pädagogen Basedow kennen lernte und mit dem liebenswürdigen Claudius, dem „edelsten Jüngling“ „von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohlen glüht — still, stark und dampfig“, einen nachhaltigen Freundschaftsbund schloß. Von Kiel, wo Herder mit dem Erbprinzen zusammentraf, ging die Reise nach Gütin, der fürstlichen Residenz, und nach mehrmonatigem Aufenthalte daselbst wurde Mitte Juli 1770 die Bildungsreise angetreten. Sie führte über Hannover, Cassel, Hanau nach Darmstadt. Der Aufenthalt daselbst sollte für Herder von großer Bedeutung werden. Denn hier trat er zu dem Kriegsrate Johann Heinrich Merck in freundschaftliche Beziehung, einem vielseitig gebildeten Manne, der seinen literarischen Bestrebungen mit Urteil und Rat in der zuvorkommendsten Weise entgegenkam und ihn in das Haus des Geheimrates Hesse einführte, dessen dort weilende Schwägerin Maria Karoline Flachsland später seine Lebensgefährtin wurde. (Abb. S. 771.)

Das reine Gefühl des Glückes, mit dem Herder von Karoline schied, trübte seine Stellung zum Prinzen. Die fortwährenden Nörgeleien des Oberhofmeisters von Kappelmann, der mit der freien Erziehungsmethode des jungen, bürgerlichen Kabinettspredigers nicht einverstanden war und ihn wiederholt in die Schranken seines gesellschaftlichen Nichts zurückwies, machten

Herder klar, daß er unter solchen Umständen auf den ihm zugetanen, zwar gutmütigen, aber geisteschwachen Zögling keinen Einfluß nehmen könne, und verleiteten ihm sein Amt. Als ihm daher Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, dessen Aufmerksamkeit er durch den Nachruf auf Abbt erregt hatte, aufs neue den Antrag machte, in Bückeburg Konsistorialrat und Oberpfarrer zu werden, reichte er in Straßburg, wo die Reisegesellschaft am 4. September 1770 eintraf, sein Entlassungsgesuch in Cutin ein und schrieb nach mannigfacher Unruhe und Aufregung im Oktober nach Bückeburg, er nehme an und werde kommen, sobald es die Verhältnisse gestatten. Er wollte den Aufenthalt in der Universitätsstadt noch benutzen, um sein krankes Auge durch Professor Lobstein operieren zu lassen. Die Operation mißlang, die Kur zog sich bis zum Frühjahr 1771 hinaus und wurde zur schmerzhaftesten Geduldprobe für den Ärmsten. Trotz aller Verstimmung blieb der gute Genius in ihm lebendig. So berichtet uns Goethe, der, damals in Straßburg dem Studium der Rechte obliegend, rasch die Beachtung des um fünf Jahre älteren Mannes gewann und mit wenigen anderen, insbesondere dem Deutschruffen Pegelow und Jung-Stilling, ein regelmäßiger Besucher des einsamen Kranken wurde. Wie mit Zaubergewalt fühlte sich Goethe zu ihm hingezogen, eine Welt voll neuer Gedanken tat sich ihm auf, wenn er die Geistesblitze funkeln sah, die in uner schöpflicher Menge aus dessen Augen leuchteten. Für den großen Gewinn und Genuß, den Goethe aus dem Verkehre mit dem reichen Geiste zog, ertrug er dessen Launenhaftigkeit und Hohn, wenn er ihm einmal die Tiefen seines schönheitsdurftigen Herzens öffnete und dann alle die zarten Gefühle und Schwärmereien mit rauher Hand zerpflicht sehen mußte. Denn schon damals ward offenbar, daß in Herder ein heißender Wit und Spott schlummere, der in der Folgezeit oft genug hervorbrach und viel zu seiner späteren Vereinsamung beitrug. Der junge Goethe sah in des verehrten Mannes Sarkasmus nur den Ausfluß der durch die Kränklichkeit verursachten Verstimmung und ertrug ihn um des Goldes willen, das er aus diesem wunderbaren, wenn auch schwer zugänglichen Schachte hob.

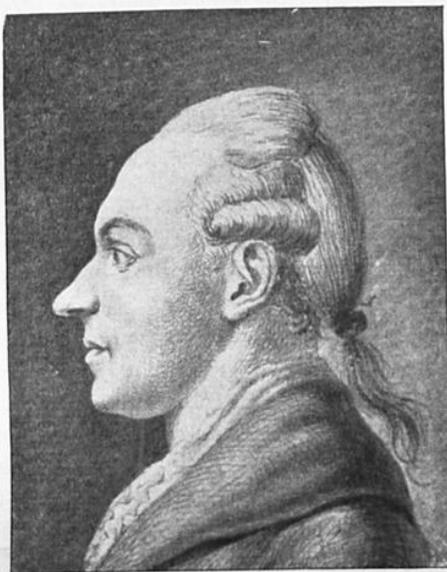
Ende April 1771 traf Herder in Bückeburg ein. Sein Verhältnis zu dem Landesherrn des kleinen westfälischen Städtchens, dem berühmten Feldherrn Grafen Wilhelm, gestaltete sich von vornherein nur mäßig erfreulich und auch in der Folgezeit blieb es auf gegenseitige Hochschätzung beschränkt. Der Graf, der sein militärisches Genie in Portugal bewährt hatte, vereinigte in sich den Helden und Philosophen; es war ein Gemisch von Stoizismus und Skeptizismus, worin sich der Fürst gefiel: für den von Idee zu Idee eilenden Gefühlsphilosophen und reizbaren Gelehrten Herder hatte er kein Verständnis und dieser konnte sich für des Grafen soldatische Bestrebungen und philosophische Vorträge nicht erwärmen. Die gegenseitigen Beziehungen änderten sich auch dann nicht, als die lebenswürdige, fromme Gräfin Maria sich Herder als ihrem Seelsorger und Lehrer mit immer wachsender Verehrung und dem herzlichsten Willen näherte, es ihm in Bückeburg behaglich zu machen. Freundlicher gestaltete sich für Herder das Leben, als er nach langem Zaudern sich durch die Verheiratung mit Karoline Flachsland einen Hausstand gründete (1773). An ihr gewann er die treueste, hingebendste und opferwilligste Genossin seines äußeren und inneren Lebens, eine nie erkaltende, nie wankende Verehrerin seiner geistigen Bestrebungen und Werke. Leider vermochte auch sie die Dämonen des Mißtrauens, der Reizbarkeit und trüben Lebensauffassung, die während der Bückeburger Einsamkeit mächtiger denn je in seiner Seele geworden war, nie völlig aus ihm zu bannen. Dies um so weniger, als die ausgebreitete, vielseitige und geniale literarische Tätigkeit, die Herder in den Bückeburger Jahren entfaltete, ihn zwar zu dem zielzeigenden und bahnbrechenden Schriftsteller des Sturmes und Dranges machte, aber in ihrer Kühnheit, Hast und unabgeklärten Originalität auch den heftigsten Widerspruch erweckte und seine schwarzhelende Reizbarkeit steigerte.

Viele von den Schriften, die Herder in Bückeburg veröffentlichte, wurzeln in Straßburg. Hier entstand die „auf Befehl der Akademie“ von Berlin 1772 veröffentlichte und gekrönte Preisschrift Über den Ursprung der Sprache, die er als „eine Entwicklung der Vernunft“, als „eine Produktion menschlicher Seelenkräfte“ erklärt. Um dem Freunde Bode, der

eine Fortsetzung der „Schleswigischen Literaturbriefe“ plante, ein Versprechen zu erfüllen, schrieb Herder die beiden tief in unsere Literaturentwicklung eingreifenden Aufsätze Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker und Shakespeare, die er, da jene Fortsetzung nicht zustande kam, zusammen mit einem Aufsätze Goethes über deutsche Baukunst und einem Möserischen über deutsche Geschichtschreibung zu dem kleinen Feste „Von deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter“ (Hamburg 1773) vereinigte.

An den Hamburger Dramaturgen anknüpfend, ergänzte er ihn durch die Betonung des historisch-genetischen Standpunktes; denn während Lessing seinem nächsten Zwecke gemäß die tief innere Verwandtschaft Shakespeares mit den Alten hervorhob und von Corneille sagte, er komme diesen nur in der mechanischen Einrichtung näher, sucht Herder aus der Verschiedenheit des Volksnaturells und des Zeitalters und aus den verschiedenartigen Entwicklungsbedingungen des griechischen und nordischen Dramas zu erweisen, daß Sophokles' und Shakespeares Dramen in Bau und Charakter ganz verschieden sich gestalten mußten. Die griechische Tragödie sei aus dem Chöre hervorgegangen und alle ihre eigensten Merkmale seien dadurch begründet. Shakespeare aber fand keinen griechischen Chor vor, sondern Staats- und Marionettenspiele; er bildete also aus diesem so schlichten Keim das herrliche Geschöpf, das vor uns steht und lebt. Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, Könige und Narren. Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel der Handlung; er nahm die Geschichte, wie er sie fand, er setzte mit Schöpfergeist das Verschiedenartigste zusammen. Nimm dieser Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze sie in die Luft; nimm diesem Menschen Ort, Zeit, individuelle Bestandtheit — du hast ihm Atem und Seele genommen, und ist ein Bild vom Geschöpf.“ So sehr auch Herder mit der Zurückführung der Größe und Eigentümlichkeit Shakespeares auf ihre geschichtlichen Grundlagen über Lessing hinausging, so war ihm doch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß der eigentümlichste und tiefste Unterschied der antiken und modernen Tragödie vor allem darin liege, daß diese mit ihrem gesteigerten und verinnerlichten Freiheitsgefühl die Katastrophe nicht wie die antike Tragödie aus einem äußeren, unentrinnbaren Götterverhängnisse, sondern vielmehr aus der verantwortlichen tragischen Schuld des Handelnden selbst ableite. Auch darf in der Abhandlung Herders eine Schwäche nicht unbeachtet bleiben, die von Lessings Kunstverständnis längst überwunden war. Denn während dieser gelehrt hatte, das Drama sei keine dialogifizierte Geschichte, verwechselte Herder, durch die epifizierenden Jugenddramen Shakespeares verlockt, das Wesen der dramatischen Handlung wieder mit dem der epischen Begebenheit. Einheit der Handlung mit der Einheit der Person. „Das Drama Shakespeares erscheint ihm als „Historie, Helden- und Staatsaktion zur Illusion mittlerer Zeiten oder als „ein völlige Größe habendes Ereignis einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals“. Es war dies eine Verirrung, die für das deutsche Drama der Sturm- und Drangperiode und für das der Romantiker von den verhängnisvollsten Folgen wurde.

Den Aufsatz über Shakespeare schließt Herder mit einer Beglückwünschung Goethes, der es in seinem „Woh“ gewagt habe, mit dem Briten zu wetteifern; selbst versuchte er es mit dem Brutus, einem skizzenhaft entworfenen „Drama für die Musik“, dem er mehrere der Gräfin gewidmete Kantaten folgen ließ. Sie alle bewegten sich auf dem Grenzgebiete zwischen Lyrik und Musik, denn keiner der Dichtungsarten stand Herder so nahe als der Lyrik, und selbst seine Begeisterung für Shakespeare wurzelte hauptsächlich in den Balladen, die in dessen Dramen eingeflochten sind. Immer aber findet er Poesie nur dort, wo Natur, Naivität, Gemüt und Phantasie ist, und in der Abhandlung über den vermeintlichen „Ossian“ suchte er nachzuweisen, daß die Poesie mit der Unkultur sich nicht nur vertrage, sondern daß im Gegenteile je wilder, d. h. je lebendiger, je freiwirkender ein Volk sei, desto wilder, d. h. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder auch seine Lieder sein müssen. Geweckt wurde Herders Teilnahme an dem Volksliede durch Hamann, der ihn auf die litauischen und lettischen Volkslieder aufmerksam



Johann Heinrich Merck.

machte, und bereits in seinen ersten Schriften begegnen uns Elemente der späteren Arbeiten auf diesem Gebiete. Er regte Goethe an, Volkslieder im Elsaß zu sammeln, und es war durchaus natürlich und seiner Art gemäß, wenn er die im Aufsätze über Ossian gestellte Forderung, nach Percys Beispiel aller Orten, „auf Straßen und Gassen und Fischmärkten“ nach den Resten solcher echten Laute dichterischer Empfindung zu forschen, auch selbst zu erfüllen versuchte. Die von ihm und Freunden gesammelten Volkslieder dürften zu wenig gewesen sein, um, wie er ursprünglich wollte, eine Sammlung bloß deutscher Volkslieder ans Licht treten zu lassen, und es war daher nur ein Notbehelf, wenn er in die Volkslieder (1778—1779) auch solche anderer Völker aufnahm.

Mit unvergleichlicher Beweglichkeit des Geistes und mit feinstem Verständnis jeder fremdländischen Empfindung, jeder Schattierung eines Gefühls und seines Wortausdruckes hat er die Stimmen der Völker unter allen Erdstrichen und aus allen Zeitaltern gesammelt und mit seinem feinfühligem Anempfindungsvermögen in unsere Sprache übertragen, gleich aufmerksam auf die Gemütslaute der Grönländer, Lappen, Tataren, Wenden und Morlachen, wie auf die Laute der Griechen, Schotten, Spanier, Italiener und Franzosen.

Angeregt durch Herder, war das Interesse an dem Volksliede schon vor dem Erscheinen der „Stimmen der Völker in Liedern“, wie Johannes von Müller die von ihm neu redigierte Sammlung in den „Sämtlichen Werken“ umtaufte, erwacht. Im Maiheft 1776 des „Deutschen Museums“ Boies war Bürgers Aufsatz über Populärpoesie erschienen, dessen Hauptteil der „Herzenserguß über Volkspoesie“ bildete, und 1777 hatte August Friedrich Ursinus eine Sammlung von „Balladen und Liedern altenglischer und altschottischer Dichtart“ herausgegeben. Mochten auch manche Kritiker, vor allem Nicolai, eine feindliche Stellung gegen die „Stimmen der Völker“ einnehmen und Kauler in der Vorrede zu seiner „Lyrischen Blumenlese“ die neue Richtung verdammen, die konventionelle Lyrik jener Tage brach zusammen, Dichtung und Musik haben sich an diesem Jungbrunnen erfrischt und zu neuen Schöpfungen begeistert, das schmucklose Volkslied wurde salonsfähig, die Bahn für die Lieder Goethes und Bürgers, Uhlands und Mörikes frei gelegt. Mit Herders Wiedererweckung des Sinnes für das Volkslied ward auch der literaturgeschichtlich-ästhetische Gesichtskreis erweitert, die sogenannte „Weltliteratur“ angebahnt, die Tätigkeit der Romantiker auf dem Gebiete der Sage, Mythologie, der vergleichenden Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte vorbereitet, und wenn heute die Folkloristik eine ansehnliche Wissenschaft ist, die in allen Ländern Europas von eigens dafür gegründeten Gesellschaften im großen Stile gepflegt wird, um die „Stimmen der Menschen“ zu belauschen, so ist ihre triebkräftige Wurzel in Herders Volksliederammlung zu suchen.

Erinnerungen an die Jugendzeit, die gläubig-fromme Richtung der Gräfin Maria, die Ausübung des Predigtamtes vor einem ihn ehrenden Publikum und der Briefwechsel mit Hamann und Lavater wirkten zusammen, um Herder in Bückeburg aus dem „theologischen Libertin“, wie er sich ausdrückte, zu einem „mystischen Begeisterer“ zu machen, der, vom Sturm und Drang religiöser Begeisterung ergriffen, in der Bekämpfung des Unglaubens und in der Erweckung eines neuen lebendigen religiösen Geistes seine Lebensaufgabe erblickte. Es ist der Gedanke der Offenbarung Gottes, der jetzt in den Mittelpunkt der Herderschen Gedankenwelt tritt. In der Offenbarung findet er den Schlüssel für die Deutung der Geschichte der Menschheit; denn so predigt die kleine Schrift Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit aus dem Jahre 1774, die, gegen Zielines Geschichtsauffassung gerichtet, das große Verdienst hat, daß sie zuerst wieder das Wesen der geschichtlichen Entwicklung scharf und eindringlich hervorhob, sich lebendig in die Geschichte hineinfühlte, jedes Volk und Zeitalter nicht nach den Begriffen der Gegenwart, sondern nach der Eigentümlichkeit der eigenen geschichtlichen Bedingungen verstand und darum auch das Mittelalter nicht mehr so abfällig beurteilte. Und wie Herder in der Folge der Epochen der Geschichte das Walten Gottes aufzeigt, so geht er in der Ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes (1774) an der Hand des Mosaischen Berichts der Urgeschichte des Menschengeschlechtes nach und bekämpft aufs schärfste die rationalistische Erklärung des Alten Testaments, die sie namentlich durch den Göttinger Orientalisten Michaelis gefunden hat. Geschrieben im hohen

Prophetentone, voll begeisterter Überschwenglichkeiten und dithyrambischer Ergüsse, einer echten wissenschaftlichen Grundlage und eines folgerechten Fortschreitens der Gedankenarbeit entbehrend, fand das Buch trotz der poetischen Anschauungen und genialen Geistesblitze eine sehr verschiedene Beurteilung. Während der Wandsbecker Bote darüber ganz entzückt war, ärgerten sich viele über Herder, weil er die Bibel, wie alle anderen Religionsurkunden, lediglich unter den Gesichtspunkt naturwüchsiger Volksdichtung und Mythologie stellte. Seine freien und kühnen Gedanken kleidet Herder auch in weiteren theologischen Schriften in poetische Umhüllungen und in den Provinzialblätter an Prediger (1774) und in den Briefen das Studium der Theologie betreffend (1780—81), die Lavater in ihrer freien Auffassung der Bibel als Ketzereien erschienen und den Bruch mit dem Freunde veranlaßten, hofft er die Neubelebung der Religion von einer freieren Bildung des Geistes und Herzens der angehenden Theologen. Die theologischen Briefe weckten in ihrem Verfasser den Plan zu einer Übersetzung der Bibel mit fortlaufenden Erläuterungen und als Vorarbeit dazu erschien die Abhandlung Vom Geist der Hebräischen Poesie (1782).

Bis an den Bau der hebräischen Sprache vordringend, tritt er darin als begeisterter Verkünder des von ihm rein empfundenen biblischen Dichtergeistes auf, weist in neuer Übersetzung einer Reihe der bezeichnendsten Stücke nach, wie alle Gattungen der Poesie in diesen Schriften vertreten seien, und zeigt, daß es die älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde sei, die naturwüchsige und volkstümliche Dichtung eines Volkes, dessen ganzes Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt war. Über die Auffassung der Bibel als poetisches Erzeugnis ist Herder nicht hinausgekommen. So erblickt er auch im Hohenlied nur das Urlied der Liebe „in seiner uralten hebräischen Einfachheit“ und bildet daraus in geschmackvoller Übersetzung eine Anthologie der Liebe.

Unzufrieden mit dem beschränkten Wirkungskreise in Bückeburg, folgte Herder mit Freude dem durch Goethes Vermittlung an ihn ergangenen Rufe nach Weimar (1776), wo er als Generalsuperintendent, Mitglied des Oberkonsistoriums und Prediger der Stadtkirche wirken sollte. Der neue Schauplatz, den er nur noch zum Zwecke der italienischen Reise auf längere Zeit verließ, stellte ihn unter Lebens- und Bildungsbedingungen, die völlig von denen in Bückeburg verschieden waren. Fröhlich und zufrieden klingen daher Herders erste Berichte an seine Freunde. Bald aber änderte sich der frohe Ton und die alten Seufzer und Sorgen erscheinen wieder. Krankheit, wissenschaftliche Sorgen, Beschwerden der vielen Amtspflichten, die ihn außer den Predigten zu Aktenstudien, zur Beaufsichtigung der niederen und höheren Schulen, zur Fürsorge für Lehrer und Kandidaten verhielten, „und zehn Dinge mehr“ ließen ihn unter der Last schier erliegen. Seine Reizbarkeit und Eifersucht, von Goethe sich zurückgedrängt zu sehen, machte das Verhältnis zwischen beiden bald unerquicklich und auch die Beziehungen zum Herzog waren nicht erfreulich. (Abb. S. 775.) Inniger gestaltete sich das Verhältnis zu Augusts Gemahlin, der edlen Herzogin Luise. Wie Herder ein Fremdling in der sie umgebenden geräuschvollen Welt, nahm sie an dessen schriftstellerischem Schaffen regen Anteil und ließ sich von ihm in die Welt Shakespeares und der Römer einführen, deren heroische Gestalten es ihrem herben Sinn vor allem angetan hatten. Schon von früher her Wieland literarisch nicht mehr fremd, wurde Herder bald auch dessen persönlicher Freund und durch ihn in die Kreise der verwitweten Herzogin Amalie eingeführt. Der engere Verkehr mit bedeutenden und geistvollen Menschen, die ganze Atmosphäre der Stadt Weimars und Goethes wirkte fördernd auf Herder, und mochte er auch noch so sehr klagen, seine literarische Tätigkeit nahm einen gewaltigen, ihn zeitweise selbst überraschenden Aufschwung. Wie früher mit den Aufsätzen über Hutten und Kopernikus, so suchte er jetzt mit solchen über Reuchlin und Savonarola und mit der Abhandlung „Zwei Schwestern, Philosophie und Schwärmerei“ (1777) Wieland „seinen Merkur stärken zu helfen“, für den später die schöne Abhandlung über die drei bedeutenden Zeitgenossen Winkelmann, Lessing und Sulzer folgte. Die Berliner Akademie hatte seine Preisschrift Die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet (1775), die die Ursachen des Verfalles aus dem Verfall der genialen Schöpferkraft herleitet, mit dem Preise gekrönt und 1778 erkannte die Münchener Akademie seiner Abhandlung Über die Wirkung der Dichterkunst auf die Sitten der Völker in alten und

neuen Zeiten (1778) den Preis zu. Hatte er in dieser Schrift den Grund zu einer frucht-
baren Behandlung der Literaturgeschichte gelegt, so entwickelte er in einer andern Preisschrift
den Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften
auf die Regierung (1780). Mit Spinozas Schriften vertraut, sucht er in der Schrift Vom
Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele (1778) darzulegen, daß Empfinden,
Denken und Wollen nicht besondere Grundkräfte der Seele, sondern nur Stufen des einen vom
ganzen Weltall geregelten, harmonisch zugebildeten Menschengeistes seien, und in dem Büchlein
Gott, einige Gespräche gibt er eine systematische Darstellung der Lehre Spinozas, dessen



Herder im 41. Lebensjahre

Gem. v. A. Graff, gest. v. L. Stöckling.

pantheisierenden Anschauungen er sich zu eigen machte. Hiermit näherte er sich Goethe, der damals gerade mit naturwissenschaftlichen Studien sich befaßte, und die Meinung beider, daß das wahrhaft Menschliche und das wahrhaft Poetische in der Übereinstimmung mit der Natur liege, hatte zur Folge, daß beide gebend und empfangend eine Zeitlang in demselben Gedankenkreise wirkten. In dieser Zeit schuf Herder sein größtes Werk, das seine bisherigen Bestrebungen zusammenfaßte und all die Richtungen seines Geistes in einen großen Zusammenhang einreichte, die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, deren erster Teil 1784 erschien, während der vierte und letzte erst 1791 veröffentlicht wurde, ohne daß das Werk damit abgeschlossen war.

Gleichweit entfernt von der platten Geschichtsauffassung der Aufklärung, die eine immerwährende Vervollkommnung vom Beginn der Aufklärung bis zu den gegebenen bürgerlichen Zuständen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts annahm, hinter deren Vernünftigkeit allerdings kein wesentlicher Fortschritt mehr denkbar erscheine, und von der extremen Anschauung der Rousseauisten, die alle Kulturentwicklung nur als einen Bruch und eine Zerstörung der ursprünglichen Glückseligkeit des Naturzustandes anahen,

glaubte Herder, für den die Menschheitsgeschichte ebenso wie für Lessing eine „Erziehung des Menschengeschlechtes“ war, an eine stetige Entwicklung und erblickte deren Ziel in der Humanität. Im Gegensatz zu jeder Erklärung des Geschichtsverlaufes nach Endabsichten Gottes durchzieht Herders Werk der Grundgedanke, daß in der Geschichte ebenso wie in der Natur sich alles aus gewissen Bedingungen nach festen Gesetzen entwickele.

Herder beginnt mit der kosmischen und geographischen Bedingtheit der Menschheitsgeschichte. Der Mensch ist ein Gewächs der Natur, das höchste Produkt der genetischen Kraft unserer Planeten, die ihn über Pflanzen und Tiere erhebt. Auf der naturgeschichtlichen Grundlage baut sich im zweiten Teile die Darlegung der mannigfaltigen Erscheinungen und Beziehungen auf, in denen der Mensch auftritt. „So verschiedenartig aber der Mensch in verschiedenen Weltteilen und Zonen ist, so ist doch überall eine und dieselbe Menschengattung, die durch den Einfluß des Klimas und anderer Umstände ihre Eigentümlichkeit erhalten hat.“ Überall ist der Mensch zur Glückseligkeit und zur Humanität geboren. Diese zu erreichen, ließ es die Gottheit an Mitteln nicht fehlen. „Nimmer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität auf und zieht palinogenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter.“ Dessen Wanderung zeigen der dritte und vierte Teil des Werkes, in denen die ostasiatischen Völker, die Griechen, Römer, in oft lebens- und geistvollen Bildern vorgeführt werden. Der Verfasser redet dann von den verschiedensten europäischen Völkern, erzählt den Ursprung und die Ausbreitung des Christentums und schließt mit einer allgemeinen Betrachtung der deutschen Reiche. Nur bis zum Ende des Mittelalters geht Herders Wanderung, aber dieses leuchtet nicht mehr in so hellen Farben wie in der geschichtsphilosophischen Skizze von 1774, als dessen Fortbildung und Vertiefung er doch die „Ideen“ bezeichnete. Zwar erblickt er im Leben und in den Lehren Jesu die edelste Humanität, aber die Religion Christi sei nur eine Anbetung seiner Person gewesen und habe wie ein ins Meer gefallener Tropfen die sonderbarsten Mischungen und Gärungen hervorgebracht, sei also verschwunden. Sonderbar berührt es den Leser, wenn Herder, der früher das Mittelalter in fremdlichem Sinne beurteilte, in den „Ideen“ so hart und ungerecht über dasselbe, die Kreuzzüge, das Rittertum und die Hierarchie urteilt und erst in dem gegen Ende jenes Zeitraumes sich entwickelnden Städteleben ein fruchtbares Element des Fortschrittes erblickt.

Herders „Ideen“, in bilderreicher Sprache und mit poetischem Schwunge geschrieben, haben auf ihre und auch auf die spätere Zeit bis auf Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (1899) großen Einfluß ausgeübt. Philosophen und Geschichtsschreiber bekannten sich zu Herders Religionspoesie und Humanitätsideal, dessen Verwirklichung in der freien Entfaltung aller Kräfte der menschlichen Natur erblickt wurde. Kant aber hatte gerade den Grundgedanken des Werkes, die versuchte Ableitung des Geistigen aus dem Körperlichen, des Vernünftigen aus dem Natürlichen, angegriffen und dem Verfasser den Rat gegeben, bei der Fortsetzung des Werkes seiner lebhaften Phantasie einigen Zwang aufzuerlegen, und andere Zeitgenossen erhoben wegen der spinozistisch-deistischen Anschauung lebhaften Widerspruch. (Abb. S. 774.)

In den Mußestunden zwischen den schweren amtlichen Dienstgeschäften und den erwähnten großen literarischen Arbeiten entstand das Sammelwerk, das unter dem Titel Zerstreute Blätter erschien und in sechs kleinen Sammlungen in der Zeit von 1785 bis 1797 bei Ettinger in Gotha herauskam. Dazu wurden alte, bereits veröffentlichte Stücke umgearbeitet, neue geschaffen, je nach der jeweiligen Stimmung des Verfassers und der Gedankenwelt, in der er gerade lebte, und alles künstlerisch und planvoll geordnet. Abgesehen von dem streng Theologischen ist kaum eine Seite von Herders mannigfaltigem Streben, die in dieser vielfach den Bund mit Goethe verratenden Gabe nicht eine Probe fände. Kein Wunder daher, daß gerade diese Sammlung kleiner, obzwar nicht immer vollendeter und bedeutender Gebilde viel Beifall erntete und nebst den „Ideen“ Herders Anspruch auf den Ruf eines deutschen Klassikers begründete.

Hier veröffentlichte Herder zum ersten Male Sammlungen seiner eigenen Gedichte, von denen er die im ersten Teile des Werkes enthaltenen mit dem anspruchslosen Titel Bilder und Träume bezeichnet. Gern sagt er, würde er ihnen einen noch bescheideneren Namen gegeben haben, wenn er einen gewußt hätte. Herder besaß zwar das feinste poetische Gefühl, das ihn die ungekünstelten Naturlaute von der bloß nachempfundenen Gedichtmacherei unterscheiden ließ, aber selbst vermochte er für die einfachsten Empfindungen keine anschaulich plastische Gestaltung zu finden. Wortreichtum und der belehrende Ton des Predigers treten an deren Stelle und dieser überall sichtbare Aufwand von Kunst und Mühe verhindert eine unmittelbare Wirkung. Noch weniger Kunstwerke sind die Gedichte und Reime, gelangen aber die Legenden. Sein historischer Sinn und die feinsüßliche Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Art der Erscheinung ließen ihn auch in der durch Jahrhunderte gepflegten, seit der Reformation aber in Verfall und Vergessenheit geratenen Legende die der Wiederbelebung und Pflege würdigen Reime erkennen und den Versuch wagen, diese Gattung zu erneuern. Im Hinblick auf die Züge edler Einfachheit, reiner Würde und Schönheit, mit denen deren Gestalten selbst auftreten, hat der Dichter auf jeden äußeren Schmuck der Darstellung, selbst auf den Reim, verzichtet und trotzdem überall die beifälligste Aufnahme damit gefunden. Und noch heute leben einige Legenden Herders als Lieblingsgedichte bei dem deutschen Volke fort.



Herzog Karl August von Weimar.

Aus der „Lavater-Sammlung“.

Überhaupt offenbart sich Herders Dichtergeist und poetische Kunst am schönsten dort, wo er die Dichtungen anderer nachbildete und die Werke fremder Zungen und entschwundener Zeiten für die Gegenwart neu gestaltete. Davon zeugen die Blumen, aus der Griechischen Anthologie gesammelt, teils Übersetzungen, teils Nachdichtungen griechischer Epigramme. War es den früheren Epigrammatikern bloß um den oft geistreichen, aber immer beißenden Witz zu tun, so sucht Herder, bei aller Herausarbeitung der epigrammatischen Pointe, die witzelnde Unpoesie durch Erneuerung echter Poesie zu verdrängen, wirkliche Sinngedichte zu schaffen und dabei das antike Gewand zu wahren. Erst seit Herder hat sich nach vereinzelt älteren Versuchen das Distichon, die Verbindung des Hexameters mit dem Pentameter, als Form des Epigramms eingebürgert und den bis 1780 herrschenden Reimvers, beziehungsweise den Alexandriner verdrängt. In Goethes „Venetianischen Epigrammen“, und nach der satirischen Seite, in den „Xenien“ hat dann Herders Anregung die schönsten Früchte zeitigt. Lessings Fabeln und Abhandlungen über die Fabel nebst Gessners Fabeln und einigen „Tändeleien“ Herders regten Herder

zu den Paramythien an, die eine sittliche oder religiöse Wahrheit durch eine Erzählung aus der alten Mythologie „poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären suchen“.

Wieder setzt Herder in der dritten Sammlung fortbildend an Lessing an, wenn er in der Abhandlung Über Bild, Dichtung und Fabel dessen Fabeltheorie berichtigt. Halb und halb als Beispiele zu der hier entwickelten Theorie und zugleich als Seitenstücke zu den „Dichtungen aus der griechischen Fabel“ läßt Herder unter der Überschrift Blätter der Vorzeit „Dichtungen aus der morgenländischen Sage“ folgen (1787). „Mit Worten der Bibel“ erzählt, üben diese zum Teile schon im „Deutschen Merkur“ veröffentlichten Erzählungen einen eigenartigen Reiz aus und zeugen ebenso von dem Nachempfindungstalente Herders wie die Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammelt, die zum meist Nachbildungen gnomischer Epigramme aus des persischen Dichters Sa'di „Gulistan“ (Rosengarten) bieten. Die Abhandlung Über Denkmale der Vorzeit führt uns nach Indien, dessen literarische Denkmäler durch die Engländer Sir William Jones (1746–1794) und Thomas Colebrooke (1765–1837) damals eigentlich erst recht entdeckt und für die Wissenschaft fruchtbar gemacht wurden. Jones Übersetzung des Meisterwerkes indischer Dramatik, der „Sakuntala“ des Kalidasa, die durch Johann Georg Forster bereits 1791 verdeutschte wurde, verjüngte Herder und sein Entzücken und Empfinden strömt er aus in drei Briefen über ein morgenländisches Drama, denen er, aus verschiedenen indischen Spruchsammlungen schöpfend, die Gedanken einiger Brahmanen folgen ließ. Noch einmal zeigt sich Herder in diesen Arbeiten über indische Kultur und Dichtung als Geschichtsphilosoph und Kündiger der Volksseele auf der Höhe seiner Kraft. Mag er auch in der Folgezeit von tiefgehenden und wissenschaftlicheren Arbeiten, namentlich der Romantiker, überholt worden sein, so bleibt ihm doch das Verdienst eines ersten Bahnbrechers ungeschmälert. Dies gilt auch von seinen Nachbildungen Sa'dis, obwar sie mit den Leistungen der nachfolgenden großen Meister orientalischer Formen, wie Hammer, Müdert, Bodenstedt, nicht verglichen werden können. In den beiden letzten Sammlungen wandte sich Herder der neueren Zeit zu. So wiederholt er in der fünften die früher in das „Deutsche Museum“ gelieferten Briefe, Andenken an einige ältere deutsche Dichter, die sich über Otfried, das Ludwigslied, das Annolied, die „Dichter des schwäbischen Zeitalters“, Meineke Vos, Boners Fabeln, Meistersänger und Sprüche, Johann Valentin Andrea und Weckerlin verbreiten und durch die feinsinnige ästhetische Erklärung der Dichtung und Deutung aus den Zeitverhältnissen den Boden zum Aufbau der deutschen Literaturgeschichte bereiten. Eine Nachlese von Parabeln, Stücke aus Andrea in eigener Übersetzung, das Denkmal Ulrichs von Hutten und, im Anschlusse an den Aufsatz über die heilige Cäcilia, eine Abhandlung über den christlichen Kirchengesang schließen die fünfte Sammlung. „Fortleitungen der Gedanken des großen Todten“ (Lessings) sind die Aufsätze der sechsten Sammlung (1797) über den Tod, die Wiedergeburt und Unsterblichkeit, in denen Herder im Grunde nur die Gespräche über Seelenwanderung, die in der ersten Sammlung sich finden, weiter ausführt.

Die Reise nach Italien, die er 1788 mit dem Dombherrn Friedrich von Dalberg antrat und im Anschlusse an die Herzogin-Mutter Amalia fortsetzte, übte auf ihn keinen so tiefen Einfluß wie auf Goethe aus. Es fehlte ihm an der sorglos stillen Gelassenheit des Gemütes, an dem klaren ruhigen Blick, an jener Goetheschen Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen“, um alle Kunstschätze wirklich zu genießen, und daher fühlte er sich von der Menge dessen, was es in Rom zu sehen und zu lernen gab, eher verwirrt als aufgeklärt. Noch während des Aufenthaltes in Italien war an Herder zum zweiten Male der Ruf an die Universität Göttingen ergangen und nur durch Goethes Betreiben wußte ihn der Herzog durch verschiedene Zusicherungen in Weimar festzuhalten und so waltete er, obchon durch den Neid der Kollegen über seine Ernennung zum Oberkonsistorialrat und Vizepräsidenten verbittert und durch Krankheiten vergrämt, wieder gewissenhaft seines Amtes. Daneben gab er 1793 die beiden ersten Sammlungen der Briefe zur Beförderung der Humanität heraus, die er 1797 mit dem zehnten Bändchen abschloß. Entworfen mit lebhafter Teilnahme an den Hauptereignissen der Zeit, der französischen Revolution und der Kantischen Philosophie, verloren sie in der Ausführung die lebendige Beziehung zur Gegenwart und verrieten durch ihre Planlosigkeit wie durch die regellose Flucht in die stille Vergangenheit der Geschichte die Stimmung der Müdigkeit ihres Verfassers. Sie zeigen keine fortbildende Kraft mehr und führen nur in praktisch-populärer Art den Gedanken aus, den er in mehr wissenschaftlicher Weise in den „Ideen“ behandelt hat.

Goethe hatte sich über den Anfang der Humanitätsbriefe ebenso ermunternd ausgesprochen wie über die Christlichen Schriften, die Herder in der Zeit von 1794 bis 1798 erscheinen ließ. Unter diesem Gesamttitel sind eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, die sich auf den Ursprung des Christentums, die Evangelienkritik, den Geist des Christentums und die Religion überhaupt beziehen und bestimmt waren, auf den Zeitgeist einzuwirken und die Humanität zu befördern, deren Wesen in der Gewissenhaftigkeit bei allen menschlichen Pflichten, in der reinen Menschengüte und Großmut bestehe, wie sie im Urchristentum gepflegt worden seien. Es liegt etwas

Unbestimmtes und unklar Vermittelndes in Herders Menschheitsreligion, die, fern vom Dogmatismus, im Christentum nur die vollkommene Sittenlehre und in dem Erlösungswerke des Gottmenschen nur ein Bemühen erblickt, in die Menschheit Humanität zu pflanzen

Mehr als die „Christlichen Schriften“ war nach Goethes Geschmack Herders freie Übersetzung der lateinischen Gedichte des Jesuiten Jakob Balde (S. 419), die unter dem Titel *Terpsichore* mit einer Abhandlung über Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst und einem „*Kenotaphium Baldes*“ 1795—1796 herauskam. Die Zeitgenossen zollten Baldes Gedichten, die ihren Übersetzer „mit Anmut berauschten“, wenig Beifall; nur Goethe sagte ihm darüber ein freundliches Wort. Gleichwohl begann das Verhältnis zwischen den beiden Freunden sich seit den neunziger Jahren zu trüben und in dem Freundschaftsbund, den Goethe und Schiller 1794 schlossen, war für Herder kein Platz. Selbstqual, Selbsttrug und kränklicher Ehrgeiz trennten Herder immer mehr von den führenden Geistern und trieben ihn immer weiter in die Stellung eines mißvergnügten Tadlers und ohnmächtigen Rivalen hinein. So tief hatte er sich in sein einseitig und eigensinnig ausgebildetes Humanitätsideal eingesponnen, daß er fortan der ganzen klassischen Literatur, die ihn so nahe umgab, sich ganz verschloß. Jugendentropig hatte er einst Bewegung in das stockende geistige Leben gebracht, und jetzt wuchsen die Bewegungen, erstarkt in ihrer eigenen Kraft, über seine Blicke hinaus und er erkannte sie weder als die Früchte der eigenen Saat noch ihren eigenen Wert. Goethes Freude an der Natur und sein Sinn für die Empfindungen des Herzens und Schillers sittliches Streben hätten in Herders Brust ein freundliches Echo wecken können. Aber die Eigenheit seines Wesens, das Gefühl des Verkanntseins und Eifersüchtelei trübten ihm den Blick, stellten ihn abseits von der Poesie und trieben ihn zum offenen Kampfe gegen die Kantische Philosophie, die eben die Universitäten sich erobert, Schiller und durch ihn auch Goethe gewonnen hatte und selbst in die theologischen Kreise gedrungen war. Mit zwei Streitschriften, der *Metakritik* zur Kritik der reinen Vernunft (1799) und der *Kalligone* (1800) trat er gegen seinen Lehrer Kant in die Schranken, dessen Anschauung von dem Wesen der Religion als einer Sache der praktischen Vernunft er ebenso verabscheute als dessen Lehre vom radikalen Bösen. Als den Hort der wahren, menschlichen Sittlichkeit und als Hüter der redlichen Forschung sich fühlend, fordert er zum Kampfe gegen Kants „gemeingefährliche“ Lehre auf und erklärte, daß die Kantianer in leeren Wortabstraktionen sich verflüchtigten. Doch nie stark im systematischen Bilden, mußte Herder den Gegnern unterliegen; Kants Philosophie setzte, namentlich seit Fichte in Jena die Vernunft als die geltende Religion erklärt und der christlichen ein baldiges Ende vorausgesagt hatte, ihren Siegeslauf fort.

Trotz der Erschöpfung raffte sich Herder, wohl auch durch die materielle Lage dazu genötigt, zu einem neuen Werke, der Zeitschrift *Abrastea*, auf, die, von ihm allein geschrieben, seit dem Beginne des Jahrhunderts in kleinen Zwischenräumen erschien und es auf 12 Hefte brachte, von denen die letzten drei erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. In der „*Abrastea*“ ließ Herder auch seine Dramen erscheinen, um zu zeigen, wie man es besser machen sollte als Schiller mit seinem „*Klingklang* und *Bombast*“. Aber Herder kannte zwar die Regeln des Aristoteles und hatte Lessings Dramen als Vorbilder vor Augen, doch seiner lyrisch-rhetorischen Natur fehlte alle dramatische Gestaltungskraft und jede Kunst der Charakterisierung. Die Anwendung der Musik und allerlei dekoratives Beiwerk konnten weder den blutlosen Schemen und Allegorien Leben einhauchen, noch den Mangel an Handlung ersetzen.

Erfreulicher als Herders Dramen wirkte *Der Cid*, sein Vermächtnis an das Volk, das ihn auch dann noch in Ehren hielt, als es die anderen Werke seines Dichtens zu vernachlässigen begann. Goethe ließ in dem schon mehrmals erwähnten Maskenzuge die Hauptpersonen der Herderischen Dichtung, *Cid*, *Ximene* und *Uraka*, auftreten, um „jene den Deutschen so tüchtig als erfreulich übertieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart“ zu bringen. Wie in seinen Volksliedern, zeigte Herder im „*Cid*“ nochmals seine eigentümliche dichterische Begabung, Empfangenes schöpferisch zu gestalten. Durch ihn wurde die Aufmerksamkeit der Romantiker auf die

panische Literatur gelenkt und selbst in der Form, der Verbindung von Romanzen zu einem Ganzen, hat er in Friedrich Schlegel (Roland“) und Brentano („Rosenkranz“) Nachahmer gefunden.

Schon während der Beschäftigung mit den Volksliedern hatte Herder die *Cid*-Romanzen ins Auge gefaßt; eine Bemerkung im „Neuen deutschen Merkur“ (1792) machte ihn auf die *Bibliothèque universelle des Romans* (1783) aufmerksam, in der er eine Probearbeitung der *Cid*-Romanzen fand. Diese getrübe französische Vorlage nun übersezte er unter Benutzung der spanischen Romanzenammlung des Lorenzo Sepulveda in der ihm eigenen freien Weise ins Deutsche. Bei seinem großen Talente gelang es ihm, sich in die fernern Zeiten so hineinzuleben und den Originalton so treu zu treffen, daß selbst Forscher wie Grimm und Lachmann keinen Zweifel hegten, er habe wirklich alte spanische Romanzen übersezt. Es ist die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts, die Zeit der Kämpfe mit den Mauren, als deren „Herr“ der Held der Dichtung, der kastilische Ritter Rodrigo Diaz de Vivar, den Namen Mio Cid (vom arabischen *szidi* „mein Herr“) erhielt. Die Geschichte und die Taten dieses siegreichen Zweikämpfers (*Campeador*) und berühmten spanischen Nationalhelden, den die Spanier in Romanzen, Epen und Dramen verherrlichten, bilden den Inhalt der im heroischen Vers der Spanier, dem viertaktigen Trochäus, geschriebenen Dichtung Herders.

Am 12. Juli 1803, als er zur Kräftigung seines leidenden Zustandes nach Eger abreiste, hatte Herder, seit 1801 Oberkonsistorialpräsident und vom Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben, seiner Gemahlin den „*Cid*“ vollendet übergeben. Wie ein gesunder Mann trat er die Rückreise an und verlebte während eines dreiwöchigen Aufenthaltes in Dresden endlich wieder einmal glückliche Tage. Es war der letzte Sonnenstrahl in seinem Leben. Voll von Ideen zu neuem Schaffen kam er in dem Kreise seiner Lieben an. Bald aber quälten ihn wieder seine Leiden, bis ihn am 18. Dezember 1803 der Tod von ihnen erlöste. „Licht, Liebe, Leben“, sein Wahlspruch, steht auf seinem Grabmale in der Stadtkirche zu Weimar, und an der Mauer der Kirche, seiner Amtswohnung gegenüber, erhebt sich seit 1850 das eiserne Standbild des Predigers der Humanität. (Weilage 100.)

Jean Paul hat über Herder das Wort geprägt: „Er ist nicht ein Stern erster Größe gewesen, aber ein Bündel von Sternen. Er hat kein Werk seines Genius hinterlassen, dessen vollkommen wert, aber er selbst war ein Meisterwerk Gottes“. Mannigfach rätsel- und widerspruchsvoll, ungleicher in seinen Leistungen als seine großen Zeitgenossen, aber unvergleichlich reich, vielseitig, voll höchsten Schwunges und hochgesteigerten Empfindungslebens, das ihm Natur und Geschichte, Sinn und Seele alles Menschlichen, die Eigenart von Völkern und Einzelwesen, von Sprache und Dichtung, von Religion und Sitte erschließt, eine Fülle von Leben verströmend und um sich erweckend, voll tiefen, edlen Ernstes, voll sittlicher Würde und dabei doch voll Anmut und Grazie steht Herder in unserer Literatur. Er ist kein Dichter im eigentlichen Sinne und gehört nicht zu den Klassikern im Stile Winkelmanns, Goethes, Schillers; er ist immer nur anregend, fast nirgends abschließend und ausgestaltend. Darum sind seine Schriften zum Teile veraltet, und weil ihm bei wahrhaft genialer Begabung jenes künstlerische Gestaltungsvermögen verlagert war, durch das sich eine literarische Individualität dem Gedächtnis der Nachwelt am besten einprägt, auch schneller der Vergessenheit anheimgefallen als die mancher kleinen, aber vollpoetischen Natur. Aber die großen Ergebnisse seines Lebens, der Reichtum von Gedanken und Anregungen, durch die er als Geschichtsphilosoph, Ästhetiker und schöpferischer Kritiker, als Kultur- und Literaturhistoriker, als ethischer und didaktischer Schriftsteller, als Theolog, Sprachforscher und didaktischer Dichter, als Übersetzer und poetischer Vor- und Nachempfänger in die große Umbildung des deutschen Geisteslebens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so mächtig eingegriffen, die große Dichtung Goethes und Schillers, die sogenannte romantische Schule und die Philosophie Schellings und Hegels vorbereitet hat, sind zum Allgemeingut deutscher Bildung geworden. In jenem Maskenzuge, mit dem Goethe der russischen Kaiserin Maria Feodorowna bei ihrem Besuche in der kleinen Zlmenstadt deren ganze Bedeutung vor Augen führen wollte (1818), ließ er auch Legende und Barde auftreten, um auf Herders schönste Eigenschaft hinzuweisen, „die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schließen.“